

Das Ruhrgebiet in 20 oder 50 Jahren?

„**Ach komm Adrian**, *Prognosen sind schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen*, und die Sozialwissenschaften sind darin immer besonders schlecht gewesen. Das wissen wir doch beide.“ So hat Bastian vorhin auf Adrians Vorschlag geantwortet, und der hat sofort dagegen gehalten. Diese Bemerkung Karl Valentins sei sicherlich witzig. Als Argument gegen die Futurologie als Wissenschaft werde er sie aber nicht gelten lassen.

„Ja, dem wird das Zitat zumeist zugeschrieben“, hat er daraufhin erwidert. „Aber wahrscheinlich stammt dieser schöne Satz nicht von ihm, sondern von Nils Bohr. Das gibt ihm in meinen Augen größeres Gewicht. Nun geht es hier nicht um Quantenphysik. Wenn ich aber bei unserer Zukunftsfrage von unseren je persönlichen Wünschen, Träumen und Zielen ausgehe, dann fällt mir ein Valentin-Zitat ein, das du selbst mal gebraucht hast. In einer Diskussion über einen sehr eingegrenzten Ausschnitt der Zukunft gewerkschaftlicher Bildungsarbeit hast du den mit dem Satz zitiert: *Die Zukunft ist auch nicht mehr das, was sie mal war*. Das war damals geschickt von Dir, fand ich. Gewerkschaften waren ja nicht so sehr dein Thema. Aber du hast die anderen mit einer witzigen Bemerkung zum Nachdenken angeregt - und du hast das Zitat damals sicher ein wenig ironisch gemeint. Aber es stimmt nun auch für uns. Wir beide sind als Wissenschaftler mit großen Zielen aufgebrochen und meinten noch viel Zeit zu haben. Und heute?“ Einige kleinere, die wir uns persönlich gesetzt haben, beruflich und vor allem privat, mögen wir halbwegs erreicht haben – oder auch nicht, denkt er da sofort bei sich. Dann fährt er fort: „alles in allem sind wir doch zumeist bestenfalls erfolgreich gescheitert. In der mittlerweile nur noch recht begrenzten Zeit, die noch vor uns liegt, wird sich das kaum mehr ändern. Die ganz großen Ambitionen liegen jedenfalls längst hinter uns.“

Adrian hat daraufhin eine kurze Weile geschwiegen, dann aber energisch erwidert: „Okay mit meinem Valentin-Zitat damals hast du wohl Recht; und zu futurologischen Konstruktionen haben wir möglicherweise ja unterschiedliche Einschätzungen. Aber ich denke entsprechende Szenarien sind möglich, mehr oder weniger gut begründet. Mir geht es darum, aus unserer sozialwissenschaftlichen Sicht heraus angesichts der großen Herausforderungen der Zeit ein wenig Zuversicht zu verbreiten. Ich denke schon, dass man das begründet tun kann. Selbstverständlich ist die gesellschaftliche Entwicklung so komplex, dass das immer nur mehr oder minder gute Szenarien sein können. Und im Übrigen finde ich, dass wir in der Vergangenheit so schlecht nicht gewesen sind.“

Nach einer kurzen Pause ist er dann fortgefahren: „An solchen Fragen haben wir doch auch früher gearbeitet, etwa als wir uns mit Projekten zur Technikfolgenabschätzung beschäftigt oder über eine neue Politik der Arbeit diskutiert haben. Und dazu haben wir dann ja auch Vorschläge gemacht. Vor ungefähr zwanzig Jahren

hast du selbst doch auf einer Veranstaltung von ‚Bündnis 90 die Grünen‘ einen Vortrag über Arbeit und Leben gehalten – in zwanzig Jahren, also im Blick auf unsere Gegenwart heute, hier im Revier. Also ich denke, das könnten wir noch einmal so ähnlich angehen, ausgehend von den heute aktuellen Analysen. Sicher, die führen zu recht unterschiedlichen Einschätzungen. Aber ich denke, die sind dann alle ernst zu nehmen. Man muss versuchen, die zusammen zu denken. Und Vorarbeiten dafür haben wir beide doch zur Hand. Man könnte noch einmal ein Projekt draus machen. “

So ähnlich hatte ihr Gespräch begonnen, heute Morgen bei Adrian im Büro. Bastian ist überrascht gewesen, dass sein früherer Kollege ihn überhaupt auf die Möglichkeit von so etwas wie einem Neuanlauf zu engerer Kooperation angesprochen hat. Sie sind mittlerweile beide auf die eine oder andere Weise damit beschäftigt, so etwas wie eine persönliche Bilanz ihrer langjährigen wissenschaftlichen Arbeit zu ziehen – und das selbstredend zugleich im Blick nach vorn. Aber im letzten Jahrzehnt hat es immer wieder Reibungen zwischen ihnen gegeben. Sie unterscheiden sich, in ihrer Sicht beim Blick zurück, hinsichtlich ihrer jeweiligen Zweifel und Selbstkritik. Vor allem aber fallen ihre Urteile recht unterschiedlich aus, wenn es darum geht, wie denn die absehbaren gesellschaftlichen Krisenentwicklungen als die großen Herausforderungen der Zeit zu bewerten und wie Antworten darauf zu finden seien.

Nach seinem Eindruck sah Adria dort, wo es darum ging, *die Zukunft des Menschen zum Gegenstand einer wissenschaftlichen und philosophischen Behandlung zu machen*, vor allem eine wissenschaftliche Herausforderung. Ähnlich wie einer seiner Lehrer fühlte er sich der *Herausbildung einer multikulturellen Weltföderation* als einer denkbaren Variante zukünftiger Entwicklung verpflichtet. So ein, freilich unscharfes Ziel mochte sie beide in ihrer wissenschaftlichen Arbeit ja auch verbinden. Ähnlich ist ihnen der Praxisbezug ihrer gemeinsamen Arbeitsforschung immer wichtig geblieben. Auch gab es wissenschaftlich hoch anerkannte Kollegen, die zu solchen Fragen arbeiteten und die sie beide schätzten. An einer Art Zusammenschau von deren und einigen weiteren Analysen arbeitete Adrian derzeit. Er wollte dabei aber auch liberale Konzepte nicht einfach verwerfen, die weiterhin auf die innovative Kraft des Marktes setzten.

Er, Bastian, hat dagegen einige Vorbehalte. Er ist skeptisch, schon deshalb, weil fast hinter jeder dieser Analysen und Szenarien unterschiedliche philosophische Vorannahmen stehen. Seine Antworten sucht er vielmehr im Wege einer vertieften Hinwendung zu entsprechenden philosophischen Themen. Auch literarische Auseinandersetzungen damit interessieren ihn zunehmend. Doch alle Antworten, zu denen man so vielleicht gelangen konnte, hält er unausweichlich für begrenzt. Und nun sozialwissenschaftliche Zukunftsforschung? Wenn die sich, wie einer ihrer Begründer gemeint hat, *nicht auf reine Wissenschaft im klassischen Sinne beschränken* lasse, sondern *durch ihren Praxisbezug in die Nähe einer Kunde oder gar Kunst* rücke, dann ergaben sich für ihn kritische Fragen.

Szenarien seien sinnvoll, hat er in ihrem Gespräch gesagt, aber immer stark vereinfachend und eben deshalb auch spekulativ. Und wenn man die vor dem Hintergrund vorliegender Gegenwartsanalysen zu entwerfen versuche, ergäben sich aus seiner Sicht einigermaßen finstere Bilder. Wirklich gut fundierte Szenarien, wie bei den Klimaforschern, würden sie zudem weitgehend ignoriert oder verdrängt. Die Fakten seien ja seit dem ersten Bericht an den Club of Rome offenkundig – nicht nur in Sachen Klimawandel. Die Biomasse wild lebender Tiere sei seither weltweit um 69 % Prozent zurückgegangen und die Insektenpopulationen in Europa teilweise auf ein Viertel der Größe vor 1970 kollabiert. Das habe er kürzlich gelesen. Gut, bei seinem letzten Urlaub auf Rügen habe er an den Feldrainen offenbar gezielte Anpflanzungen von Klatschmohn und Kornblumen entdecken können – und auch etwas mehr Insekten. Vielleicht habe es dafür ja Zuschüsse für die Landwirte gegeben, aber sonst? Weiter industrialisierte Landwirtschaft, Insektizide usw. So sei das eben mit der Wissenschaft und mit der Politik.

Sein eigener Vortrag vor zwanzig Jahren zeige im Übrigen vor allem, dass diese zwanzig Jahre geradezu eine verlorene Zeit geworden seien - angesichts eines fast in schlafwandlerischer Weise vollzogenen Selbstlaufs der darin angelegten Entwicklungslogiken. Also müsse man heute zunächst einmal die bedrohlich weiter anwachsenden Risiken im Zeichen einer entfesselten Marktökonomie aufzeigen. Dann gehe es um deren politische Einhegung. Seine Hoffnung auf die sozusagen fast aus sich heraus wirksamen ‚Gegengifte‘ sei da allerdings gering. Aber um Hoffnungen gehe es ihm als Wissenschaftler nicht, allenfalls um die Klärung von Handlungsspielräumen. Aber Zukunftsforschung als *Kunde oder gar Kunst*, das rücke für ihn sofort in die Nähe von schon immer gefährlichen Prophetien.

Adrian hat dagegen gehalten. Die ‚Gegengifte‘ seien sehr wohl innerhalb des Prozesses gesellschaftlicher Entwicklung wirksam. Von ihnen her lasse sich wissenschaftlich durchaus eine Perspektive aufzeigen, eine, die aber auch die innovativen Kräfte der Märkte nutzen müsse. Er sei da ungebrochen optimistisch. In diesem Sinne wolle er an einer futurologischen Konstruktion arbeiten – und ihn zur Mitarbeit einladen.

Sie haben so eine ganze Weile diskutiert, bemüht darum, ihre Meinungsunterschiede, die schnell ‚auf dem Tisch lagen‘, nicht in einen heftigen Streit münden zu lassen. Ziemlich rasch war klar, dass sie sich nicht auf hinreichend viele Gemeinsamkeiten würden verständigen können. Dennoch hat Adrian beredt für seine Sicht der Dinge und den Anfang eines neuen gemeinsamen Projekts geworben: Sicherlich, sie hätten beide angesichts gemeinsamer Erfahrungen reichlich Gründe für einen skeptischen Blick auf den Wissenschaftsbetrieb. Aber der bleibe immer noch ein Prozess von Wahrheitssuche, wie sehr auch immer ökonomische Interessen ihn prägten. Auch negative Folgen des Wettlaufs um Reputation änderten daran nichts. Also gelte es, sich in ihm von Irrtum zu Irrtum empor zuarbeiten. Auch möge unsere parlamentarische Demokratie begrenzt und beschädigt sein. Sie bleibe aber dennoch ein Prozess, in dem es um den Ausgleich von Interessen und die Herstellung von

Konsens gehe. Es komme vor allem darauf an, die Demokratie auch auf die Sphäre der Arbeit auszuweiten, die Menschen als arbeitende Subjekte in ihr Recht zu setzen.

Bastian ist skeptisch geblieben. So allgemein war das alles nicht falsch, dachte er. Aber der Optimismus des anderen war ihm zu platt; und mit der Futurologie als Wissenschaft hatte er riesige Probleme. Doch er argumentierte eher ein wenig defensiv. Er kannte schließlich die Reputation, aber auch die Empfindlichkeiten seines Gegenübers. Er hat also nicht Stanislaw Lem mit dem Satz zitiert, dass er *von der Futurologie eine sehr schlechte Meinung habe, denn er habe zuviel von dieser Literatur gekauft und gelesen, um noch irgendwelche Illusionen zu hegen*. Die Futurologen à la Herman Kahn hätten Prognosen geschrieben, *die sich am besten verkauften und von den Politikern am meisten geschätzt wurden*. Eine Futurologie als Wissenschaft gebe es nicht. Das sei ein Schwindel. Lems Wort von der *Kaffesatzleserei* hat er schon gar nicht in den Mund genommen. Adrian wäre nur empört gewesen. Er hätte seinen Lehrer aus fernen Studienzeiten gegen die eher *technokratische Think-Tank-Prognostik* eines Kahn abgesetzt. Also hat sich ihr Gespräch zuletzt schlicht erschöpft. Sie haben sich wechselseitig zugesagt noch einmal über die jeweiligen Argumente des anderen nachzudenken. Aber es war klar: Sie hatten Adrians Idee eines neuerlichen gemeinsamen Projekts gerade beerdigt.

Nun sitzt Bastian in der Stadtbahn. Draußen ist es bewölkt, fast trübe. Das Wetter passt zur Stimmung. Er ist auf dem Weg nach Hause. Auf dem Weg in die City wird die Bahn für ein kurzes Stück zur U-Bahn. Sie verschwindet unter der Oberfläche. Das geschäftige Leben bleibt zurück. Hier im Zentrum der Stadt ist es geprägt von ‚Konsumerlebnissen‘, den heutigen Fatamorganen einer glücklichen Welt. An die mögen die heutigen, modernen Menschen vielleicht weniger glauben als die früheren an das versprochene jenseitige Glück. Trotzdem halten sie sich daran fest. Die trübe industrielle und profitgetriebene Wahrheit hinter den lila Kühen, idyllischen Bauernhöfen, zufriedenen Indios, die ihre Kaffeebohnen ernten usw. lässt sich so immerhin verdrängen. Allenfalls stören beim Einkaufsbummel am Rand der Fußgängerzonen die einen oder anderen Bettler.

Unvermittelt kommt ihm eine Erzählung Friedrich Dürrenmatts in den Sinn. Der beschreibt darin die Fahrt einiger Menschen in einem Zug, der in einem Tunnel verschwindet. Der zieht sich immer länger und tiefer dahin. Er wird nie mehr aus diesem Tunnel auftauchen. Es ist sehr lange her, dass der dieses Stück Kurzprosa gelesen hat. Ist es ihm um eine Metapher für die Dunkelheit gegangen, in die wir uns stetig hinein bewegen, während wir die Ideen der frühen Aufklärung vergessen? *Aufklärung in Zeiten der Verdunkelung*, so lautet der Titel des neuesten Buches eines ihm wichtigen Philosophen. Es steht weit oben auf seiner To-do-Liste.

Na, wie ist es gewesen? Carola begrüßt ihn mit dieser Frage, als er das Haus betritt. Sie kennt die Spannungen zwischen Adrian und ihm. Sie ist von vorneherein äußerst skeptisch gegenüber einem Neuanlauf zu einer Kooperation der beiden ge-

wesen. Vielleicht auch deshalb, weil sie von den Sozialwissenschaften längst nicht mehr viel hält. Sie hat Enzensbergers *Seitenblicke in Poesie und Prosa* auf die *Elixier der Wissenschaft* nicht gelesen; aber sie würde dessen Satz, dass *in den Gesellschaftswissenschaften der Groschen* besonders spät *fällt*, sofort unterschreiben. Inhaltlich ist sie gar nicht übermäßig an den Argumenten interessiert, die die beiden Männer ausgetauscht haben. Sie will vor allem wissen, ob sie mit ihrer Prognose richtig gelegen hat. Als Bastian ihr das bestätigt, ist sie zufrieden.

Der aber schimpft nun doch ein wenig. Die Soziologie habe mit ihren Prognosen immer falsch gelegen. Die Studentenbewegung 1968 wäre im Licht ihrer damaligen Gegenwartsanalysen undenkbar gewesen. Ebenso ein Jahr später die Septemberstreiks. Einige Jahre darauf habe die Industriosozologie dann von der Rückkehr der Klassenkämpfe in Westeuropa gesprochen – exakt in dem Moment, in dem die großen Streikbewegungen zu Ende gegangen seien. Und von den Fehleinschätzungen der Osteuropaforschung gegen Ende der 1980er Jahre wolle er erst gar nicht sprechen. Die wechselnden Forschungskonjunkturen in seiner Zunft, hätten auf all diese Ereignisse allerdings stets rasch reagiert. Wetterwendisch nenne er das.

Dann packt es ihn: „Und dann will der ein Szenario dazu, wie es hier im Ruhrgebiet in weiteren zwanzig Jahren aussieht. Warum nicht gleich in fünfzig Jahren?! In meinem Vortrag vor zwanzig Jahren habe ich die Zukunft viel zu hoffnungsfroh gezeichnet - vor allem weil ich darin die in wichtigen Teilen eben blinde Macht weiter entfesselter Märkte außer Acht gelassen und die ökologischen Risiken kaum behandelt habe. Und zehn Jahre später? Klar: Internationale Bauausstellung Emscherpark, Industriekultur, renaturierte Emscher. „Einstmals der dreckigste und heute der teuerste Fluss der Welt“ stand neulich in einer Zeitung. Okay, in altindustriellen Regionen in Frankreich, England oder den USA mag es finsterner aussehen. Aber die Zechen hier sind weg, Von der Stahlproduktion ist wenig übrig und auch die Automobilindustrie verschwindet. Spitze sind vor zehn Jahren Dauerarbeitslosigkeit und Kinderarmut gewesen, oder die Sozialausgaben und die Verschuldung vieler Städte. Da gab es damals so einen bissigen Zeitungsartikel dazu. „Wo die Sonne im Staub versinkt“, so war der, glaube ich, betitelt. Das war ebenso reißerisch wie falsch. Den ‚blauen Himmel über der Ruhr‘, den haben wir ja, und dort wo die Schwerindustrie gewesen ist, gibt es Industriekultur, Revierparks, die renaturierte Emscher usw. Aber die Straßen sind verstopft, der CO² Ausstoß bleibt hoch. Mein Vortrag damals war jedenfalls nicht allzu stimmig. Beifall habe ich immerhin bekommen.“

Er hat sich in Rage geredet, holt erst einmal tief Luft. Carola lächelt – über ihn, über seine Wissenschaft? Dann setzt er neu an: „Vor fünfzig Jahren, wie zuversichtlich sind wir damals gewesen, diese Welt zum Besseren zu verändern. Und wie wenig hätten wir uns vorstellen können, wie bedrohlich sie heute aussieht. Gut wir sind jung gewesen. Und wir haben ganz am Anfang unserer wissenschaftlichen Arbeit gestanden. Philosophisch waren wir sowieso ziemlich unbedarft. Der falsche Fortschrittsoptimismus, in den die radikale frühe Aufklärung gemündet ist. war damals für uns noch nicht angekratzt. Da sind die Aktivisten von ‚Fridays for Future‘ heute zum Glück

nüchterner. Denen sollte unsereins immerhin noch ein wenig zuarbeiten - mit brauchbaren wissenschaftlichen Analysen und intellektuellem Engagement, wo uns das möglich ist, aber doch nicht mit fragwürdigen futurologischen Konstruktionen.“

Er holt tief Luft und fährt dann fort: „Gegen die derzeit kursierenden Zukunftsvisionen, kommt man ja ohnehin kaum an. Die befeuern heute Multimilliardäre, die aus kleinen Stippvisiten in die Stratosphäre unseres Planeten ein Geschäftsmodell machen. Da sollen die Superreichen dann einen Blick auf unseren wunderbaren blauen Planeten werfen können. Verkauft wird das dann auch noch als weiterer Schritt in den Welt- raum. Tatsächlich ist es eher eine letzte Chance, die nur ganz wenigen vorbehalten ist. Die können dann noch einmal einen Blick auf das werfen, was wir als Gat- tung gerade fortgesetzt zerstören – auf ausufernden, aber innovativen Märkten!“

Carola fixiert ihn lange. „Ach hör auf“, fährt es dann aus ihr heraus: „Du schimpfst ja zu Recht. Aber egal was Du sagst, oder als einzelner noch schreibst. Du änderst doch nichts daran. Du hast deine aktive Zeit hinter Dir. Gut, schreib noch ein biss- chen, wenn es dir Spaß macht: Aber denk nicht immer fort, dass du damit irgendet- was bewirkst. Wir wollten damals einfach auch mal ‚auf den Putz hauen‘. Irgendwann haben wir dann bemerkt, dass es ziemlich aussichtslos ist, sich gegen übergreifende soziale Entwicklungen und deren innere Logik zu stellen – mit dem hehren Anspruch die grundlegend zu verändern. Soll der Adrian ruhig auf Chancen setzen, von denen er meint, sie darin zu erkennen. Wir sehen das beide skeptisch. Und dann bleibt nichts anderes, als auszusprechen was ist, sofern man weiter wissenschaftlich arbei- ten will wie du, und im Übrigen als Bürger wenigstens kleinere Übel zu wählen. Ir- gendwie richtet man sich eben ein, ohne dort mitzumachen, wo es moralisch anrü- chig wird.“

Immerhin, im Blick auf ‚den Lauf der Dinge‘, sind wir uns einigermaßen einig, denkt er. Aber Carola stichelt noch ein wenig weiter: „Wenn du das, wenigsten so ungefähr, so siehst, und wenn du doch weißt, wie Adrian tickt, weshalb hast Du dann deine Zeit verschwendet? Der sieht immer wieder Zukunftschancen und will die Möglichkeiten ihrer Gestaltung klären. Oder er will einfach nochmal Projektmittel einwerben, und dafür wärst du dann hilfreich. Du siehst eher die Risiken. Du suchst nach mehr Klar- heit über die tieferen Gründe dafür, und dafür brauchst du keine Projektmittel mehr. Beide aber überschätzt ihr eure Möglichkeiten als wissenschaftliche Beobachter. Mal ganz abgesehen von dem Elend dieses Wissenschaftsbetriebs. Den hab ich selbst ja von innen her zur Genüge kennengelernt. Und ich habe die Nase voll davon. Ich fin- de Du solltest nicht mehr so verbissen an deinen alten Themen kleben. Lass uns lie- ber die Zeit nutzen, die uns noch bleibt.“

„Ach komm, das haben wir doch oft genug diskutiert“, erwidert er. „Jeder von uns beiden zieht da seine eigenen Schlüsse. Und Unruhestand hin oder her, wir haben schon genug Zeit für uns beide.“

Das Thema ist damit ‚abgehakt‘. Bei einem kleinen Mittagessen besprechen sie noch ein paar Fragen der Organisation ihres Alltags, heute und für den nächsten Tag. Sie

trinken noch einen Kaffee. Danach wenden sie sich den unterschiedlichen Gegenständen ihres Interesses zu.

Was folgt nun aus dem Gespräch heute Morgen? Bastian sitzt an seinem PC. In gewohnter Weise hält er ein Paar Stichpunkte in seinem Tagebuch fest. Dann blättert er nach: bei Stanislaw Lem - und auch in einem älteren Buch seines Kollegen, in dem der sich über Futurologie geäußert hat. In seinen Worten, oder denen seines Lehrers Ossip K. Flechtheim, geht es darin um den futurologischen *Griff nach der Zukunft*. Adrian schreibt gar von einer denkbaren *Institutionalisierung einer solchen Wissenschaft*, die zugleich *durch ihren Praxisbezug in die Nähe einer Kunde oder gar einer Kunst* rücke. Ja Kunst, das wäre etwas ganz anderes, denkt Bastian. Da ginge es um die Gestaltung der Wirklichkeit, vielleicht um neue Denkanstöße zu geben, jedenfalls aber nicht, um so etwas wie eine Kunde von Zukünftigem zu formulieren, gar noch mit dem Anspruch von Wissenschaftlichkeit.

Vielleicht könnte man mit Kunst aber die fast schon absehbaren verheerenden Folgen eines universalwissenschaftlich gewordenen Wissensfortschritts plastisch vor Augen führen. Die Folgen einer Wissenschaft, die nach herrschaftlich geprägten Nützlichkeits- und Effizienzkriterien immer weiter vorangetrieben wird, ließen sich ja vielleicht gestalten - als die Folgen jenes *losgelassenen Verzehrungsprozesses*, von dem eine große Denkerin gesprochen hat. Darüber müsste man aber vor allem im Raum der Politik aufklären, denkt er weiter, um so Grundlagen für ein politisches Zusammenhandeln dagegen legen zu helfen. Es käme auf die Klärung von Bedingungen der Möglichkeit an, das *Wunder der Freiheit* ins Werk setzen, von dem sie gleichfalls gesprochen hat. So wie sich die Lage heute darstellt, und wie die Arendt sie schon zu ihrer Zeit gesehen hat. Egal ob das pathetisch klingt, es geht inzwischen wirklich um die Fortsetzung der menschlichen Zivilisation.

Die hat sie einmal als *das menschliche Kunstwerk* bezeichnet. Und das wäre praktisch-politisch weiter auszugestalten. Wie das aber aussehen könnte, so grübelt er weiter, das wäre nur in kleinen Schritten zu erproben - also versuchsweise und rückholbar - gegen die atemlose Wucht immer weiter entfesselter Märkte. Aus solchen Schritten heraus, für die die Politik den Raum schaffen müsste, könnte möglicherweise noch immer so etwas wie eine große Transformation unserer Herrschafts- und Lebensweisen erwachsen. Damit käme man dann dem *Nadelöhr* sehr nahe, von dem Stanislaw Lem gesprochen hat. *Die Möglichkeit, dass die Menschheit hindurchgeht*, hat der allerdings als *sehr gering* bezeichnet. Er schlägt die Stelle, die ihm da gerade in den Sinn gekommen ist, bei Lem noch einmal nach, legt dann aber die beiden Bücher bei Seite.

Er sucht und findet den Vortrag, den er vor zwanzig Jahren einmal gehalten hat. Sein Privatarchiv ist auf seinem Rechner gut geordnet. Er hatte den Vortrag, den Adrian vorhin erwähnt hat, fast vergessen. Er liest. Der Text ist immerhin besser als er vorhin gemeint und eben noch befürchtet hat. Ja sie sind damals durchaus auf der Höhe der gesellschaftlichen Zukunftsdebatten gewesen – in ihrem engeren Wissen-

schaftsbereich. Die Zukunft der Arbeit und die Arbeit der Zukunft – im Zeichen ihrer fortschreitenden Digitalisierung, teilweisen Entgrenzung und Flexibilisierung - das war ihr Thema. Der Umbruch der alten Industrieregion Ruhrgebiet war in vollem Gange. Stahl und Bergbau verloren rapide an Bedeutung. Auch der Maschinenbau hatte keine guten Chancen. Er war eng mit der schrumpfenden Schwerindustrie verknüpft.

Anders als damals im Titel seines Vortrags angekündigt hat er kaum einmal konkret von Arbeit und Leben im Jahr 2020 gesprochen - glücklicher Weise, denkt er bei sich. Vorherrschend ist darin ein hoffnungsfroher Blick - auf Gestaltungschancen angesichts dynamischer Modernisierungsprozesse im Bereich der Zukunftstechnologien. Der ist ihm verlorengegangen. Dass er nicht mehr Projektmitteln hinterherjagen muss, war da vielleicht befreiend. Damals ging es ihm weniger um ökologische Herausforderungen, als vielmehr um die Metamorphosen der Arbeit. Die Veränderungen von Arbeit haben in den prägenden Debatten seinerzeit das Leitbild eines sogenannten ‚Arbeitskraftunternehmers‘ hervortreten lassen. Das sollte zum Selbstbild von abhängig Beschäftigten gemacht werden. Unternehmer ihrer eigenen Arbeitskraft sollten sie werden. Die sollten sie eigenverantwortlich marktgängig halten. Im Zeichen der Digitalisierung böte sich endlich die Chance zum „aufrechten Gang“, haben einige gejubelt. Von einer „Mitbestimmung in der ersten Person“ haben andere sogar gesprochen. Traumbilder eines marktbesessenen Liberalismus. Richtig war, dass die alten Formen der Regulierung von Arbeit immer weniger griffen. Den Ansprüchen der neuen Wissensarbeiter konnten sie immer weniger gerecht werden. Folgerichtig hat er selbst in seinem Vortrag den Blick kritisch auf die überkommenen Institutionen der Arbeit geworfen, auf die aus dieser Perspektive heraus überlebten Modelle ihrer Regulation.

Gegen den Mainstream der Debatten aber hat er das Bild von Gewerkschaften nach ihrer institutionellen Reform skizziert. Das hat er gegen die, die die Gewerkschaften fast schon abschrieben, als unumgänglich bezeichnet – mit einiger Zuversicht. „Machen sie sich einmal die Mühe, ein optimistisches Szenario ohne Gewerkschaften, Mitbestimmung, gesicherte Teilhabe aller am Wirtschaftsgeschehen zu zeichnen. Es dürfte Ihnen schwer fallen“, hat er argumentiert. Dieser Einwand gilt für ihn noch immer. Aber er hat schon damals nicht auf sicherem Fundament gestanden. und das ist ihm auch klar gewesen. Aber riskant sei die Zukunft der Risikogesellschaft ohnehin, so hat er argumentiert – nicht nur bei den großtechnologischen Projekten sondern zunehmend auch in unserer Arbeitswelt, und zwar bis in deren scheinbar noch sichere gesellschaftliche Mitte hinein.

Unsere Gesellschaft bedürfe, das war damals sein Fazit, einer Reform der alten oder auch der Entwicklung neuer Institutionen, wenn sie in Zeiten einer globalisierten Ökonomie die Folgen der Metamorphosen der Erwerbsarbeit politisch aktiv gestaltend bewältigen wolle. Die Politik werde ihre spezifischen Steuerungsinstrumente weiterentwickeln müssen, wenn sie angesichts der tiefgreifenden Umbrüche wirklich neue Initiativen entwickeln wolle. Vor allem aber benötigte unsere Gesellschaft eine

gesellschaftliche Neudefinition von Arbeit, wenn sie deren Metamorphosen Rechnung tragen wolle. Diese Umbrüche treibe unsere Arbeitsgesellschaft heute aus sich selbst heraus hervor. Um aber mit ihnen so etwas wie einem aufrechten Gang in der Sphäre von Arbeit und Wirtschaft wenigstens näher zu kommen, müssten die abhängig Beschäftigten und ihre Gewerkschaften diese Umbrüche entsprechend gestalten. Nichts werde sich da von selbst ergeben.

Er schließt den Ordner. Ein Fazit würde heute nicht sehr viel anders ausfallen, denkt er: Arbeit und Wirtschaft wirklich neu zu denken, darauf käme es immer noch an. Dies nun aber vor allem im Hinblick auf die ökologischen Herausforderungen der Zeit, also auf die nach den verlorenen zwanzig Jahren bedrohlich angewachsenen Risiken. Ihm ging es längst nicht mehr um Optimismus oder Pessimismus gehen. Nüchtere Analysen von dem, was sich da tatsächlich bedrohlich vor uns auftürmte, die waren wichtig. Man musste zum Nachdenken darüber anregen. Und da käme die Kunst für ihn dann ins Spiel, dachte er weiter – sozusagen in Kenntnis wissenschaftlicher Analysen über das, was ist. Aber das wäre eine Kunst, die dazu anregen müsste, die Menschen zum Selber-Denken und –Tun anzuregen. Sie müsste dazu beitragen, sie zum Nach-Denken, zur Erprobung ihrer Urteilsfähigkeit und schließlich zum eigenen politischen Handeln zu ermuntern. Das wäre dann gegen *eine Massenkultur* gerichtet, von der Stanislaw Lem schon vor fünfunddreißig Jahren gesagt hat, dass in ihr *allgemeine Leichtgläubigkeit* herrsche, weil auf sie *die gegensätzlichen Behauptungen aller philosophischen Schulen, politischen Parteien, Unterhaltungsproduzenten, Zeitungen usw.* herab hagelten. Gewiss die zunehmend allgegenwärtige, zumeist verdummende Werbung hat der Lem in seinem usw. ein wenig versteckt, denkt Bastian. Die erzeuge letztlich ja diese marktkonforme Vorstellung von der Welt da draußen.

Die wuchernde Verbreitung immer neuer Waren aber was das große Glücksversprechen in ihrer Gesellschaft. Es ging ums ewige Wachstum, um eine diesseitige Ewigkeit. Alles kam darauf an, den Menschen diese oder jene neuen Produkte und Dienstleistungen als große Verheißungen nahezubringen. Dahinter aber stand, dass unsere Gesellschaft ihre Wirtschaftsbürger als abhängig Beschäftigte im rasenden Getriebe der Wirtschaft benötigte - und dann als Kunden, damit ‚der Laden weiter läuft‘. Jeden Tag imaginiert und macht die Werbung die Menschen zu leichtgläubigen Kunden. Und am Ende ist es wie bei Lems Tomaten. Auch in der Politik bieten die Populisten einfache Antworten auf zunehmend wirklich existenzielle Fragen. Über die aber wäre nach-zudenken. Auf die hin müssten alle ihre Urteilskraft schärfen. Doch Menschen als denkende und handelnde Wesen, die sind in einer immer noch zutiefst herrschaftlich geprägten Welt nicht wirklich gefragt. Viel eher werden sie davon entwöhnt.

Er hängt Lems trüben Gedanken noch eine kurze Weile nach. Der hat von den *Bäumen* einer *Informationsflut* gesprochen, *die sich zu einem Dschungel auswachsen*, in dem die *Liquidatoren bedeutungsgemäß gegensätzlicher Begriffe uns einreden wollen, dass man diesen Dschungel getrost roden und sich so das Leben auf bequeme*

Weise vereinfachen könne. Komplizierte Entwicklungen würden dann *aus dem Gesichtswinkel der Wirkungen einer einzigen Ursache analysiert*. Die tatsächlich verwickelten, hoch komplizierten Prozesse sollten nicht in den Blick kommen. Literarisch ließe sich das vielleicht am ehesten so gestalten, dass es für viele sichtbar wird. Das dann aber auch praktisch anzugehen und zu schaffen, das wäre die wirklich große Kunst.

Schließlich beendet er seine Grübeleien. Draußen leuchtet die Sonne an einem in-between recht warmen Spätfrühlingstag. Er will sich ablenken. Er macht sich daran, wenigstens seinen kleinen Reihenhausgarten ein wenig von Wildkräutern zu säubern, damit das, was hier wachsen soll, besser sprießen kann. Immerhin in seiner kleinen Oase werden die Blattläuse auf den Rosen von Marienkäfern vertilgt. zahlreiche Bienen und einige Wespen fliegen umher. Er muss ein wenig aufpassen, dass er nicht gestochen wird. Der Reihenhausgarten ist winzig. Während er ein wenig jätet, zupft, schneidet, gehen seine Gedanken zurück: warme Sommerabende, der Geruch frisch gemähten Rasens, die verschiedenen Früchte vom Frühjahr an. Erd- und Stachelbeeren, Süßkirschen und Schattenmorellen, Pfirsiche, Äpfel, Birnen und Pflaumen und dann die Haselnüsse, all das taucht vor seinem inneren Auge auf, fast auch in der Nase. Er sieht er sich als kleines Kind auf einem der großen Stoppelfelder liegen, die Schnurröhle seines ersten Drachen in der Hand. Mit ihm fliegen Träume zu den Wolken über ihm hinauf. Frühe Bilder von einer heilen Welt. Welche Vorstellung haben sie ihm damals gegeben von einer Natur, in der alles seine wohl-eingerichtete Ordnung zu haben schien?

Die Zitate zweier Großer kommen ihm in den Sinn: Das erste stammt von Voltaire. *Die Arbeit hält drei große Übel von uns fern: die Langeweile, das Laster und die Not (...). Arbeiten wir also ohne viel zu grübeln. Das ist das einzige Mittel uns das Leben erträglich zu machen. (...) Wir müssen unseren Garten bestellen.* So hat der das formuliert. Doch wenn der Garten letztlich das Bild für unser gesellschaftliches Zusammenleben sein soll, das wir zu gestalten haben, im Einklang mit der Natur, muss unsere Arbeit gerade im Grübeln, im Nach-Denken und Schärfen unserer Urteilsfähigkeit bestehen - oder eben für Intellektuelle darin, dazu anzuregen. Dann könnte politisches Zusammenhandeln möglich werden. Das zweite Zitat stammt aus einer Zeit, bald zwei Jahrhunderte nach der Französischen Aufklärung – und es ist getränkt von den bitteren Erfahrungen der vielen Revolutionen und Kämpfe, die seither ausgefochten worden sind - im Namen des menschlichen Fortschritts auf dem Weg zu einem wie auch immer gedachten utopischen Endziel hin. Vielleicht reflektiert es das Elend unserer nach dem Ende der alten Arbeiterbewegung immer noch zutiefst herrschaftlich geprägten Welt besser. Es stammt von Pablo Neruda: *Ja Genosse, Zeit ist es für den Garten / und Zeit für die Schlacht, jeder Tag / ist eine Abfolge von Blüte und Blut.*

Er ist physisch erschöpft als er sich am späteren Abend doch noch einmal an seinen Schreibtisch setzt. Draußen taucht die untergehende Sommersonne die Wolkenstreifen über dem westlichen Horizont in ein glühendes Abendrot. Von Osten her

zieht die Dämmerung herauf. Der kommende Tag verspricht die Fortsetzung des Immer-Gleichen. Die tiefgreifenden Umbrüche der Zeit bleiben dahinter weitgehend verborgen. Aber sie ziehen herauf. Er hat sie ziemlich deutlich vor Augen. Er möchte die Gedankenfäden neu aufnehmen, zu denen ihn das Gespräch heute Morgen angeregt hat. Er will noch klarer zu fassen bekommen, was ihn seither beschäftigt. Doch die losen Fäden haben sich ein wenig verknäuelte. Er ist zu erschöpft. Körperlich ist das nach der Gartenarbeit fast wohltuend, geistig empfindet er es eher als eine gewisse innere Leere. Sie beunruhigt ihn. Er will dagegen angehen. Aber auch ein neuerlicher Blick auf seine wenigen frischen Notizen hilft ihm nicht wirklich weiter. Immerhin sieht er sich veranlasst, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Dann bricht er ab, blättert noch einmal in den beiden Büchern, die er vorhin zur Hand genommen hat. Er grübelt, legt sie wieder bei Seite.

Es hilft nichts. Er ist zu müde. Aber er kann ganz sicher noch nicht schlafen. Er muss jetzt erst einmal abschalten. Als Tranquilizer ist da die Glotze hilfreich. Er wechselt seinen Sitzplatz, schaltet das Gerät ein, zappt sich eher teilnahmslos durch die Programme. In einem der Dritten bleibt er hängen. Hier moderiert jemand ein Gespräch zwischen zwei Wissenschaftlern, einem Physiker und einem Biologen. Im Hintergrund, gespiegelt, wie durch eine offene Tür, sieht man eine kleine Schar an Zuhörern. Den Physiker unter den beiden kennt und schätzt er – wegen einiger seiner Bücher und aufgrund seiner regelmäßigen populärwissenschaftlichen Fernsehsendungen. Stößt er beim Tranquilisieren auf dessen Gesicht, schaut er eigentlich immer kurz herein. Das Thema könnte interessant sein.

Dieses Mal geht um Naturwissenschaft und Religion. Ah, der Biologe ist Jesuit. Bastians Interesse beginnt zu schwinden. Er erwartet nichts Neues. Naturwissenschaft ist nicht gottlos sondern gottfrei argumentiert der Physiker – zutreffend und wie es scheint in einer agnostischen Haltung. Ja sicher, die Wissenschaft bewege sich im Käfig kausaler Wirkungsketten erwidert der Jesuit. Fast schon will Bastian weiterzapfen. Doch eben da wendet sich die Diskussion der ökologischen Krise zu. Der Physiker hat dazu unlängst ein überzeugendes Buch veröffentlicht. Dem drohenden, menschengemachten ökologischen Kollaps wird da klar ins Auge gesehen. Bastian hat es gelesen. Zentrale Thesen daraus werden nun vor dem vorher aufgespannten Hintergrund ein klein wenig erörtert. Selbstredend ist das in diesem insgesamt gerade mal halbstündigen Gespräch nur oberflächlich möglich; Doch nun interessiert ihn die Position ‚seines‘ Physikers in dem hier aufgespannten Kontext. Die heraufziehende ökologische Katastrophe erscheint aus Sicht beider Diskutanten unabwendbar.

Es geht um den massiven Ausstoß von CO₂ und anderen Gasen im Zeichen von weiterer Industrialisierung und der herrschenden Vorstellung von Fortschritt. Wohin der politisch zu führen droht, das wird nicht erörtert. Es geht darum, dass unsere Gesellschaften innerhalb weniger Jahrzehnte natürliche Systeme überfordern und aus dem Lot zu bringen drohen. Absehbare katastrophale Konsequenzen einer fortschreitenden Erderwärmung werden angesprochen. Im Prozess der Evolution – da

sind sich als Naturwissenschaftler einig – ist auch der Mensch ein vorübergehendes Phänomen. Im Licht der heutigen anthropologischen Kenntnisse, über die wir verfügen, sei der Mensch, evolutionär bedingt, augenscheinlich nur begrenzt lernfähig. Eine grundlegende Skepsis, von der aus Fortschritt, hier eben der soziale, immer der unwahrscheinliche Fall sei, teilen offenbar beide Gesprächspartner

„Sein“ Physiker klingt ihm an diesem Punkt des Gesprächs ein wenig zu agnostisch. Am besten wäre Nichtstun, sagt der gerade. Doch das meint für ihn vor allem ein Ende des menschlich weiter forcierten ökonomischen Wachstums. Also ein Lob der Langsamkeit. Da könnte Bastian zustimmen. Doch um das durchzusetzen, da hätte man ja politisch erst einmal unglaublich viel zu tun. Doch Politik bleibt in dieser Fernsehdebatte ausgespart. Der Physiker führt indessen fort, dass die Analysen des Club of Rome doch schon seit 45 Jahren auf dem Tisch lägen – und sie blieben weithin folgenlos. Ein fortgeschrittenes Land wie Deutschland könnte aber Zeichen setzen. Allerdings sei darauf kaum zu hoffen. skeptisch-resignative Töne sind unüberhörbar. Auch der Jesuit hält es für unausweichlich, dass die großen ökologischen Krisen kommen werden. Im Ergebnis werde sich das gewaltige Wachstum der Zahl an Menschen auf diesem Planeten aller Voraussicht nach umkehren. Es werden sehr viel weniger übrigbleiben, sicherlich hunderte Millionen, erklärt er mit großer Gelassenheit. Doch für die Artendiversität und den Planeten, also für die Schöpfung aus seiner theologischen Sicht, da sei das ja nur gut.

Kein weiteres Wort fällt über die geradezu apokalyptischen Aussichten, die gattungsgeschichtlich beziehungsweise anthropologisch betrachtet schier unausweichlich vor uns lägen. Aus theologischer Sicht ließen sich solche finsternen Zukunftsaussichten immerhin besser aushalten als aus naturwissenschaftlicher, also gottesfreier Sicht, merkt der Jesuit noch an. Klingt ein wenig fatalistisch, angesichts der lenkenden Macht seines Schöpfergottes. Da gilt dann noch immer: der Mensch denkt und Gott lenkt, kommt es Bastian ein klein wenig sarkastisch in den Sinn. Ist aber vielleicht auch eine Form von Optimismus. Sein Physiker scheint das ähnlich zu empfinden. Er steuert einen Witz bei: Gott beschließe eine neue Sintflut. Doch dieses Mal solle kein Mensch wie Noah übrig bleiben. Katholische und evangelische Geistliche brächen in Wehklagen aus, riefen zur Buße auf. Nur der Rabbi denke darüber nach, ob die verbleibenden zehn Tage ausreichen könnten, um zu lernen, wie man unter Wasser überleben könne.

Das Gespräch endet kurz darauf. Bastian schaltet die Glotze aus. Er will zu Bett gehen. Das schreckenerregende Szenario, das da eben ganz gelassen ausgebreitet worden ist, erscheint als evolutionstheoretisch wahrscheinlich und folgerichtig. Aus einer distanzierten Beobachterperspektive heraus, in der man es sich hier in der Mitte Europas über etliche Jahrzehnte noch einigermaßen komfortabel einrichten konnte, ist das immer noch so möglich. Es kann ihn an diesem Abend aber nicht weiter beunruhigen. Es ist alles andere als neu für ihn. Andere zeitgenössische Autoren haben davon schon vor dreißig Jahren geschrieben. Und sie haben vor solchem Hintergrund das Heraufziehen eines neuen Gattungsfundamentalismus als ziemlich

wahrscheinlich erachtet – und Recht behalten. Lem, so erinnert er sich, hat angesichts der Leichtgläubigkeit unserer Massenkultur und des Mangels an fundierten zielführenden Debatten von sehr günstigen Bedingungen für *Scharlatanerie* gesprochen. Und in seinem *fuurologischen Kongress* hat er mit seinen ‚Gegenbeweglern‘ die heutigen ‚Querdenker‘ geradezu vorausgesehen.

Die Szenerie ist irgendwie surreal. Bastian bewegt sich am Rande einer aufgebrauchten Menge von Demonstranten. Die Stimmung ist aufgeheizt. Und offenkundig sind unter den Demonstrierenden auch höchst militante Gruppen. Eben stürmt eine große Zahl junger Männer vorbei, schwarz gekleidet, einige maskiert, andere mit Sturzhelmen auf dem Kopf, fast alle mit Gegenständen ausgerüstet, die sich als Schlagwaffen eignen, einige vielleicht auch ernstlicher bewaffnet. Aus einiger Entfernung meint er Schüsse zu hören. Ordnungskräfte setzen wohl Gummigeschosse ein. Lautes Geschrei übertönt von dort her die Sprechchöre, die er zuvor gehört hat. Bei denen ging es um Protest gegen die Beschränkung bürgerlicher Freiheiten. Den Regierenden wurde Unfähigkeit vorgeworfen. An der rechten hinteren Seite des Platzes sieht er Ordnungskräfte vorrücken, schwer ausgerüstet, nicht nur mit Schutzschildern. Da tauchen sogar einige gepanzerte Fahrzeuge auf.

Bastian versucht sich zu orientieren – und ein wenig aus der Schusslinie zu nehmen. Ja, der Platz und die Straße hinter ihm sind ihm vertraut. Nach zwanzig, dreißig Metern müsste da links eine Nebenstraße einmünden, über die man sich aus dem ärgsten Getümmel heraus bewegen könnte. Zwar sind überall Menschen, aber man kann in diese Richtung vorankommen. Merkwürdig: er ist hier doch mitten im ‚Pott‘. Doch die Leute sehen fast alle so aus, als hätten sie einen Migrationshintergrund: viele People of colour, viele auch scheinen irgendwie aus dem nahen Osten zu stammen. Er sieht zwar auch Gruppen von Frauen, aber junge Männer überwiegen. Meist machen sie einen militanten Eindruck auf ihn. Er hat die Seitenstraße erreicht, biegt in sie ein. Hier sind weniger Menschen. Er kommt rascher voran. Da winkt ihn rechts an einem Hauseingang jemand zu sich heran. Ein leicht gebeugter etwas älterer Herr. Der wirkt vertrauenswürdig. Er geht hinüber. Der andere spricht ihn an, etwas umständlich, aber freundlich. Er scheint besser informiert zu sein:

„Ja das konnte kaum ausbleiben, angesichts der nunmehr schon dritten großen Pandemie“, mit diesen Worten begrüßt er ihn. „Nachdem die zweite die Übersterblichkeit mancherorts wirklich verheerend hat ansteigen lassen, sind die Verhältnisse eben auch hier in den Metropolen wirklich ungemütlich geworden. Aber an der Peripherie, in Ländern wie *Costricana* ist das ja schon seit langem so. Kommen sie herein ins Haus. Das hier ist keine Demonstration, an der man sich beteiligen sollte. Das ist fast schon Bürgerkrieg.“

Bastian ist verwirrt. *Costricana* denkt er, Stanislaw Lems *fuurologischer Kongress*? Immerhin der ältere Herr hier sieht schon ein wenig so aus, wie er sich diese Futurologen immer vorgestellt hat: von *Professor Trottelreimers* bis hin zu dem Herrn *Synington*. Aber das ist doch Literatur! Wo und in welcher Zeit befindet er sich eigent-

lich? Weshalb begegnet er plötzlich solchen Leuten? Egal, erst einmal folgt er dem anderen ins Haus.

Gleich darauf sitzen sie in einem wohnlich eingerichteten Zimmer. Der Fremde, womöglich wirklich *Professor Trottelreimers*, fährt fort: „Sie hätten uns Futurologen vielleicht nicht so einfach abschreiben sollen – und die Regierenden auch nicht. In *Nounas* haben unsere Vorträge zu den heraufziehenden *urbanistischen, ökologischen, atmosphärischen* und *energetischen Weltkatastrophen* gar nicht so sehr daneben gelegen. Das müssen Sie doch zugeben. Nur hatten wir angesichts der Fülle der Vorträge, und dann natürlich der störenden Unruhen die dort seinerzeit schon herrschten, zu wenig Zeit. Aber man hat uns ja ohnehin nicht wirklich zugehört.“

„Also bitte“, wendet Bastian ein, „Ihre weiteren Szenarien eines anbrechenden Zeitalters der Psychemie, einer systematischen Manipulation der Menschheit, die Behauptung, damit *die letzte Stütze dieser Welt* zu sein, die sonst in Agonie versinke, so also dafür zu sorgen, *dass sie nicht leidet*, immerhin, *da sie nun einmal zugrunde gehen* müsse, also das alles war doch unsäglich. Und die These, dass *die mittlere Jahrestemperatur* zum Ende des Jahrhunderts *um vier Grad gesunken* sei. Das war wirklich kein Beweis ihrer Wissenschaftlichkeit. Derzeit bewegen wir uns eher auf eine Steigerung von vier Grad zu, weil die Politik fast nichts tut – jedenfalls nach dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts. Wir müssten also hoffen, dass ein Vulkan wie der Krakatau mal wieder ausbricht. das könnte den Trend stoppen. Ist ja nicht gänzlich ausgeschlossen. Aber in welcher Zeit sind wir hier eigentlich? Und weshalb begegnen wir uns überhaupt?“

„Das tut hier nichts zur Sache. Aber sie werden unsachlich“, erwidert der ältere Herr, immer noch sehr freundlich. „Unsere Zukunftsszenarien, damals, hat schließlich Stanislaw Lem geschrieben – und zwar 1972, also noch vor dem ersten Bericht an den Club of Rome. Heute wissen wir beide das natürlich besser. Es wird ziemlich warm. Die nächste Sintflut droht. Der Thwaites-Gletscher in der Antarktis hat längst zu schmelzen begonnen, dank erwärmter Meeresströmungen von unten. Dass der ins in absehbarer Zeit Meer rutscht ist unaufhaltsam, sagen die Experten. Ein Gletscher so groß wie die britischen Inseln. Weltweiter Anstieg des Meeresspiegels um vielleicht sechzig Zentimeter. Nicht mehr zu verhindern. Ein Kipppunkt, wie man heute sagt.“

„Ich sehe, über aktuelle wissenschaftliche Analysen sind sie gut informiert“, erwidert Bastian. „Die Frage ist nur, welche Szenarien sie heute entwerfen. Und viel wichtiger wäre es, wenn sie wenigstens auch darüber nachdächten, wie man mit dem, was ihrer Ansicht nach so alles auf uns zukommt, vielleicht doch politisch so umgehen könnte, dass wenigstens katastrophale Entwicklungen eingedämmt werden können. Wie sie sehen, bin ich da recht bescheiden.“

„Also ich bin nur für Prognosen zuständig. Und die nächste Flüchtlingswelle ist jedenfalls schon mal da“, erwidert der andere. „Die habe ich kommen sehen. Und deshalb demonstrieren die da draußen ja auch. Ach was heißt demonstrieren. Sie empören sich, nur leider einigermaßen desorientiert. Das haben sie mit den Regierenden ge-

mein. Deren Konzept, nun Teile des Ruhrgebiets zu einem Naherholungsgebiet zu machen, muss die Leute ja auf die Palme bringen. Na gut Palmen wachsen hier vielleicht auch bald. Und mit dem Abpumpen des Wassers aus den vielen Schächten aus der Zeit des Bergbaus hier haben sie halt ihre Schwierigkeiten. Sie müssten die Technik erneuern. Das kostet Geld. Aber das benötigen sie, wie immer, um uns zu schützen: militärisch gegen mögliche Feinde; politisch mit Vorkehrungen gegen weiter drohende Völkerwanderungen aus dem Süden. Wegen des Klimawandels, oder von den Küsten her, weil der Meeresspiegel steigt, nehmen die ja weiter zu. Da kann man schon auf die Idee kommen, die Seenplatte, die hier entsteht, den Leuten einfach mal als Chance zu verkaufen. Zwar kann man in mehr oder minder giftigem Wasser schlecht baden; aber so ein wenig hübsche Landschaft drum herum, das kann man ja auch als Angebot zu verkaufen suchen.“

„Wie immer“, fährt er fort, „geht es darum, das Beste aus den unabweisbaren Entwicklungen zu machen, die aus den Zwängen ökonomischer Effizienz auf freien Märkten eben folgen. Politik spielt da, selbstbescheiden und -kastriert, wie sie seit langem ist, nur eine marginale Rolle. Unser Vorschlag, deshalb psychemische Illusionen zu erzeugen, ist da vielleicht doch gar nicht so übel gewesen. Auch weil einige Berufspolitiker eben nicht gerade kreativ mit ihren Überlegungen sind. Klar: hier in der Region leben inzwischen weniger Menschen, trotz der Flüchtlingszahlen. Und für viele der Verbliebenen, die ökonomisch eigentlich bedeutungslos sind, braucht man selbstverständlich so etwas wie für sie bezahlbare Freizeitparks. Und für die anderen, die berühmte Mitte, die den Laden am Laufen hält, will auch gesorgt sein. Da muss das Infotainment die Leute eben ruhig stellen. Nur dürfen dann keine Pannen dazu führen, dass sie sich empören. Wohin soll das führen, frage ich sie?“

Bastian kann nur noch mühsam an sich halten. Er weiß noch immer nicht, wo er hier eigentlich ist. Aber immerhin weiß er, dass er in der Gesellschaft dieses Herrn nicht länger bleiben möchte. Er steht auf, erklärt dass er weiter muss, verlässt das Zimmer und will wieder in seine Seitenstraße zurück. Aber da steht ihm jemand im Weg. Im ersten Moment meint er, das sei nun Stanislaw Lem persönlich. Aber die Person kommt ihm dafür viel zu wuchtig entgegen. Fast bläht sie sich vor ihm auf. Herman Kahn denkt er einen kurzen Augenblick, nein, der nicht auch noch! Aber dann meint er, den neuen Gegenüber zu erkennen. Ja, das muss Friedrich Dürrenmatt sein! Wie ist das möglich? Wo ist er hier, verdammt noch einmal bloß gelandet?

„Wie kommen sie hier her“, fragt er den Herrn vor ihm. „Habe ich Recht damit, dass sie der Friedrich Dürrenmatt sind? Aber das kann doch gar nicht sein. Und was führt sie zu dieser Demonstration, wenn nicht gar Rebellion, die hier gerade stattfindet?“ Über das ihm bekannt vorkommende Gesicht huscht ein amüsiertes Lächeln. „Sie haben Recht. Der bin ich. Aber *ich war nie auf einer Demonstration. Ich bin selber eine.* Doch vielleicht laufen sie mir nicht ganz zufällig über den Weg. Immerhin eint uns der Versuch, *diese Welt schreibend in den Griff zu bekommen.* Und für mich kann ich sagen, dass mir das ganz gut gelungen ist. Aber sie sollten aufpassen bei

ihrem Versuch, so *gegen die Welt an sich zu protestieren*. Na ja, jedenfalls tut es ihnen ganz gut, dass sie als, na sagen wir Gelegenheitschriftsteller, ziemlich unbekannt sind. Im Übrigen hat für mich immer gegolten: *Ich schreibe für mich. Nicht für die Leute. Ich bin selbst mein Publikum*. Das sollten sie auch so machen. Das *Kunststück* besteht darin, *gerade so viel Ruhm zu haben, dass man frei arbeiten kann*. Wer ihn hat, will ihn behalten, und muss im Grunde immer das liefern, was man von ihm erwartet. *Der Ruhm befreit nicht, er versklavt.*“

Bastian verharrt einigermaßen fasziniert. Der räumliche Hintergrund: die Proteste auf dem Platz draußen, die Nebenstraße, dieses Haus, all das wird unwichtig. Es verschwimmt als eine Art kaum noch wichtiger Hintergrund. Sein gegenüber fordert seine ganze Konzentration: „Gut ich weiß zwar nicht, weshalb nun wir uns hier begegnen und wie sie einiges von mir wissen können; aber immerhin weiß ich ganz gut, dass sie die Welt mit bissigem Humor ein klein wenig erträglicher gemacht haben. Sprechen sie ruhig weiter.“

„Sie haben Recht“, erwidert die merkwürdige Dürrenmatt-Erscheinung, *„Humor entsteht aus Distanz. Er ist die Maske der Weisheit. Maskenlos ist die Weisheit unerbittlich*. Und deshalb habe ich Komödien geschrieben - neben meinen Kriminalromanen, um Geld zu verdienen. *Die Tragödie rennt gegen die Welt an und zerschellt. Die Komödie wird zurückgeworfen, fällt auf den Hintern und lacht*. Leider aber verstehen sich nur wenige auf das Schreiben guter Komödien. Was sie sich da draußen gerade ausgemalt haben, das ist jedenfalls keine.

Bastian stutzt. Selbst ausgemalt; er träumt sich das zusammen? Vielleicht, aber gerade jetzt will er aus diesem Traum nicht raus. Der, der ihm da eben begegnet, ist viel zu anregend. Und glücklicherweise redet er auch gleich weiter:

„Aber schreiben sie ruhig weiter, und malen sie sich ihre eigene Welt ruhig aus. Sie haben schon Recht damit: *Was die Welt verändert, das ist nicht die Politik oder Kunst, sondern eben die Wissenschaft*.“ Dagegen will Bastian sofort energisch Einwände vorbringen, aber der andere fährt ganz ungerührt fort: *„Es wird behauptet, dass die Aufklärung gescheitert ist. Aber es ist doch wohl so, dass der Mensch an der Aufklärung scheitert. Er hält sie nicht aus. Sehen sie auf das Anwachsen fundamentalistischer Bewegungen*. Die Menschen flüchten ins Irrationale.“ Und so einmal in Fahrt gekommen fährt er fort:

„Sehen sie, die radikalen Aufklärer haben die Gotteshypothese in Zweifel gezogen, letztlich aber nie wirklich verworfen – vielleicht von ganz vereinzelt Ausnahmen abgesehen. Für mich hingegen ist Gott heute *nicht mehr denkbar*. Das ist eine Sache der gedanklichen Ehrlichkeit. Andererseits halte ich Gott für die fruchtbarste und zugleich furchtbarste Fiktion des Menschen. Aber zurück zur Aufklärung: *Die Menschheit ist nicht imstande, gemäß ihrem Wissen zu leben. Ein Übermaß davon steht einem Übermaß von dessen Nichtverwirklichung gegenüber. Die Welt verändert sich durch den Menschen, aber er verändert sich nicht und fällt der durch ihn veränderten Welt zum Opfer. Nehmen sie als Stichworte nur das Ozonloch, die Klimaveränderun-*

gen, die katastrophal wachsende Weltbevölkerung. Wir plündern die Dritte Welt schlimmer aus, als einst die Kreuzritter das Morgenland. Wir haben uns eine Katastrophenwelt gebaut.“

Bastian mag nicht weiter schweigend zuhören. Mit lauter Stimme wirft er ein: „Sie haben aber doch auch gesagt, sie glaubten *an die Grenzen des Wissens und die Macht der Einbildungskraft*. Von dem Wunderbaren des menschlichen Gehirns und dem *kreativen Menschen* und seiner Freude an dem ganzen Spektakel haben sie auch gesprochen. Ein großer Schriftstellerkollege von Ihnen hat das *die herrliche Anarchie der Menschen* genannt. Es ist doch nicht ausgemacht, dass unser Weg in eine *Welt der apokalyptischen Pannen führt*. Und der Prozess unserer Zivilisation ist doch auch auf Lernen hin angelegt. Die Zukunft ist offen!“

Der andere bleibt ungerührt: „*Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie die schlimmst mögliche Wendung genommen hat*, sagt er mit immer noch heiterem Lächeln.

Und Bastian wacht auf. Er fühlt sich nicht gerade in Schweiß gebadet, aber er schwitzt doch ziemlich. Einen kurzen Augenblick lang müht er sich, diesen wirren Traum festzuhalten. Dann steht er auf, holt sich ein Glas Wasser. Draußen dämmt schon der kommende Tag auf. Wieso ist ihm gerade Friedrich Dürrenmatt in seinem Traum begegnet, der, der nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts seine Laufbahn als *nihilistischer Dichter* begonnen hat? Ein kluger Kopf. Philosophisch eher bei Nietzsche als, wie Stanislaw Lem, bei Schopenhauer. Jedenfalls kann er nicht wieder einschlafen. Er macht sich einen ersten starken Kaffee. Nachdem er den getrunken hat, ist er glockenwach.

Er sammelt seine Gedanken bei einem anderen großen philosophischen Literaten, bei Albert Camus. Mit ihm will er noch aus dem tiefsten Nihilismus der Zeit nur noch mehr Kraft zur Revolte ziehen. Aber der wusste auch, dass er scheitern konnte, dass es keine Liebe zum Leben geben konnte ohne auch Verzweiflung daran. Er setzt sich an seinen Schreibtisch und schaltet den Computer ein. Zuerst wieder Lem und Dürrenmatt im Kopf, dann will er sich von Neuem an seine Arbeit machen. Er will sich nicht dumm machen lassen. Er will weiter an nüchterne Analysen im Lichte dessen arbeiten, was uns heute wissenschaftlich möglich ist. Und seine zentrale Frage ist politisch: wie sind die Menschen aus ihrem Alltagstrott aufzurütteln, aus der Vorstellung, dass es zwar enger wird, aber schon irgendwie weitergehen wird. Wie ist es möglich, angesichts der Drohungen, die wir vor uns auftürmen, unseren Möglichkeitssinn zu schärfen, nicht nur zu erkennen, was ist, und warum es so ist, sondern unsere Fähigkeit zu entwickeln, das zu definieren, was auch sein könnte – und dann abzuwägen, so Demokratie als Revolte weiterzuentwickeln, lebendig zu machen?